

Raoul Schrott: Homers Heimat. Der Kampf um Troia und seine realen Hintergründe; München: Carl Hanser 2008; 432 S., 92 SW-Abb., 6 Karten; ISBN 978-3-446-23023-1; € 24,90

Der Mann war blind. Nicht nur einäugig, und auch keiner der legendären einäugigen Heerführer wie Antigonos Monophtalmos, Hannibal Barkas, Michail Kutusow oder Mosche Dajan. Deren Heimat ist uns bekannt, die des Blinden liegt im Dunkel. In der Finsternis seiner Blindheit und seiner für uns verfinsterten Herkunft schuf er das leuchtendste Kunstwerk der Menschheit. Die Schatten dahinter kürzer zu machen, ist das Anliegen von Raoul Schrott. Um ein Missverständnis, welches die aktuelle Diskussion um Schrotts Buch immer wieder vernebelt, gleich auszuräumen: Der Schauplatz der in der Ilias geschilderten Ereignisse war die Troas und die Stadt Troia, deren Überreste Heinrich Schliemann in dem Hügel Hisarlık entdeckte. Diese Tatsache stellt der Autor nicht in Frage. Vielmehr geht Schrott in seinem Buch, welches mit einer enormen Materialsammlung aufwartet, in vierundzwanzig mit Buchstaben versehenen Kapitel unterteilt ist und sich somit auf die vierundzwanzig Gesänge der Ilias bezieht, der Doppelfrage nach: woher stammt Homer und wo liegt Troia, womit Schrott das Vorbild für das in Hisarlık lokalisierte und von Homer besungene, historische Troia zu fassen sucht. Im Vorwort bereits trägt Schrott seine Thesen vor. Die in z.T. wörtlichen Übertragungen greifbaren Parallelen zwischen der Ilias und dem Gilgamesch-Epos werfen die Frage auf, wie und wo ein griechischer Dichter an akkadische Texte komme. Damit scheidet die kleinasiatische Westküste und Griechenland als Heimat Homers aus. Und die neueste Datierung der Ilias auf 660 v. u. Z. lenkt den Blick nach Osten, nach Kilikien, denn erst ganz zu Ende des 8. und im 7. Jahrhundert böten sich die Lokalbezüge, Lokaltraditionen und Kriege an, mit denen Homer die alte Troia-Geschichte, die aus dem zyprischen Raum stammte, verwoben habe. Dazu gehöre als topographisches Modell für das Troia in Hisarlık die Festung Karatepe im südlichen Taurusgebirge, welche während des dritten Aufstandes der Kilikier gegen die Assyrer 676 v. u. Z. zerstört wurde, und diese regionalen Kriege wurden wiederum Vorbild für den Troianischen Krieg selbst. Die Topographie und Geschichte Kilikiens projiziere Homer in seinem literarischen Motiv auf die Troas und greife dabei auf bei den Ioniern und Kyprern bekannte Sagen zurück. Homer übernehme also die Lebenswirklichkeit Kilikiens für die Darstellung in der Ilias, deren Poetik sowie stilistische und motivische Topoi mesopotamisch seien. Homer selbst habe eine Ausbildung als Schreiber genossen in einem assyrischen Verwaltungszentrum oder einem lokalen Fürstentum, in Adana oder Tarsos. Da Homer selbst aus Kilikien stamme und dort nicht viel spezifisches an griechischer Identifikation vorhanden war, musste er laut Schrott bestrebt sein, den dort ansässigen Griechen eine Identität zu geben, was in Griechenland selbst wegen der Umbruchphase nach den sog. Dark Ages nicht nötig war. Die Griechen in Kilikien dagegen begannen zur gleichen Zeit damit, aus ihrem kulturellen Umfeld etwas Eigenständiges zu schaffen. Hierzu sollte das Amalgam aus Realgeschichte, akkadischer Annalistik, Sammlung literarischer Stoffe verschiedenster Provenienz und kursierender Troia-Geschichten, kurz Ilias genannt, eine

Stütze sein. Zwischen den Kulturen stehend und der assyrischen Ignoranz ausgeliefert konnte das nach Ansicht Schotts nur in einem solchen Umfeld, wie es Kilikien darstellte, einen Sinn ergeben. Und das Wandern zwischen den Welten werde letztlich belegt durch Homers Intention, sein monumentales Werk an Assurbanipal selbst zu richten, was diesem wiederum konkretes Fach- und Operationswissen zuführte, das er zur Organisation der von ihm beherrschten Welt benötigte.

Zu loben ist Schrotts breite Materialsammlung, die sicherlich beim weiteren Nachspüren von Homers Heimat eine Inspiration darstellt. Kein Zweifel besteht an der Aussage, Homer habe den Griechen eine nationale Identität geben wollen. Sicherlich existiert eine Kluft zwischen den wissenschaftlichen Disziplinen Gräzistik und Altorientalistik, aber diese ist doch sehr weitgehend zusammengeschrumpft. Beleg dafür ist, dass mit Manfred Korfmann kein klassischer Archäologe oder Gräzist, sondern ein prähistorischer Archäologe die Grabungen in Hisarlik lange Jahre interdisziplinär leitete. Die Behandlung der Sekundärliteratur ist bei Schrott sehr nonchalant, und das Vortragen seiner Thesen ebenso vehement wie sein striktes, gebetsmühlenartiges Beharren auf Vorgaben, ohne die seine Argumentation nicht funktioniert. Denn diese steht und fällt mit der Literalität der Ilias, also der schriftlichen Komposition als Text, ihrer Datierung auf 660 v. u. Z. und der Tatsache, dass Homer aus Kilikien stammen muss. Unter diesen Prämissen liest Schrott alle Informationen, die er lobenswerterweise in gigantischer Anzahl in seinem Buch zusammengetragen hat. Aber sind die vielen Belege und Interpretationen belastbar? Daran ist zu zweifeln.

Elegant versucht Schrott mit der unterstellten Literalität der Ilias sowie unter Negierung einer Sängertradition den Umstand abzuschwächen, dass viele Zeilen der Ilias nicht skandierbar sind, also nicht in das Versmaß passen. So müssen einzelne Verselemente z. B. unter Hinzusetzung des im altertümlichen Griechisch benutzten und gesprochenen, aber im Griechisch Homers nicht mehr vorhandenen Digamma (Majuskel F mit dem Lautwert w) vervollständigt werden, um einen metrisch korrekten Versabschluss zu gewährleisten. Darin vermutet Schrott dialektale Eigenheiten, die im kilikischen Griechisch typisch gewesen sein mussten (S. 108), und das Digamma schreibt er kurzerhand dem Einfluss des Luwischen zu. Einen Beleg dafür gibt es freilich nicht, aber demgegenüber finden wir auf Tausenden Linear B Tontäfelchen die Schriftsprache des mykenischen Griechisch.

Schrott muss aber dennoch von der Literalität ausgehen, denn für die akkadischen Epen ist keine öffentliche Aufführungspraxis belegbar (S. 152). Problematisch ist auch die fehlende Invokation an die Musen, die nun ihrerseits spezifisch griechisch ist und noch bei Vergil Nachhall findet.

Überhaupt wirft die These der Literalität die Frage nach einem anderen Werk auf, das bei Schrott nur sehr sporadisch genannt wird, nämlich der Odyssee. Die situativen Metalapsen in der Ilias, also zeitliche und logische Sprünge in der Schilderung einer Situation, waren durch die Phantasie der Zuhörer durchaus in einen kontinuierlichen Ablauf zu bringen. Anders stellt sich die Lage dar, wenn zeitliche und logische Sprünge als Konstruktionsprinzip für ein ganzes Werk benutzt werden.

Dann gerät der Gesamtaufbau so komplex und sprunghaft, dass es in der Tat möglich wird, das Werk als von vornherein schriftlich konzipierten Text, sogar als Roman oder Märchen, anzusprechen. Das trifft aber nicht auf die Ilias zu, sondern eher auf die Odyssee. Diese Klippe wird durch Ignorieren umschifft.

Neben vielen anderen Barrieren türmt sich exemplarisch ein Block von zentraler Bedeutung für die Ilias auf: der Schiffskatalog.

Nach der Logik und der rein praktischen Konzeption eines Textes, bei dem der Verfasser ja selbst genügend Zeit zur Revision hat, müsste der Schiffskatalog bei der Flottenausfahrt aufgeführt sein, nämlich in Aulis, und nicht dort, wo er im Epos tatsächlich erscheint, im zweiten Gesang vor dem Ausmarsch der Achaier zur Schlacht im neunten/zehnten Jahr der Belagerung. An dieser Stelle nun mussten zwangsläufig die Truppen aufgezählt werden, was machen aber die Schiffe hier? Die Nennung der Helden ist hier ebenfalls unlogisch, denn z. B. Philoktet war gar nicht anwesend und Protesilaos bereits tot. Diese Positionierung des Schiffskataloges macht doch nachdenklich, wenn wir tatsächlich annehmen, die Ilias sei als schriftlicher Text konzipiert worden.

Auch das Argument Schrotts, die Geographie des Schiffskataloges sei mythisch (S. 129), ist schwach, denn bei der Aufzählung der 29 Kontingente, die jeweils eine politische und geographische Einheit bilden und 178 Ortsnamen enthalten, gibt es bei den Stätten, die wir nachweisen können, nicht einen Fall der Fehllokalisierung. Und die Unklarheiten um Orte wie Eutrësis konnten durch aktuellere Funde von Linear B Tafelchen in Theben (TH Ft 140) beseitigt werden. Eutrësis gehörte dem geographischen Verbund der Thebais an und ist archäologisch von der mittel- bis späthelladischen Epoche (1300–1200 v. u. Z.) und wieder ab dem 6. Jhd. v. u. Z. nachgewiesen. Das Mythische an Orten wie Eutrësis lässt sich also einfach auflösen, denn ihre Bezeichnung fand im Alphabetgriechischen keine Entsprechung, sondern stand unter protogriechisch-mykenischem Namen im Katalog.

Und sollte die Ilias erst Mitte des 7. Jahrhunderts als schriftliches Werk mit einheitlicher Grundierung geschaffen worden sein, warum finden sich die großen Hafenstädte Ephesos, Milet und Smyrna nicht in der Aufzählung? Die Antwort darauf ist einfach: Nicht nur im Schiffskatalog, sondern in der gesamten Ilias wird dieses Gebiet überhaupt nicht erwähnt. Demnach stammt der in die Ilias übernommene Schiffskatalog aus einer Zeit, die der Besiedelung der anatolischen Westküste durch die Griechen voranging. Der Katalog ist viel älter als Homer, und dieser hatte ihn als Ganzes in seine Erzählung übernommen. Diese Tatsache versucht Schrott zu umgehen, indem er die Übernahme alter griechischer Stoffe in die Ilias nicht grundsätzlich ausschließt. Aber da viele der Ortsnamen, wie oben gezeigt, bereits im 8. Jahrhundert nicht mehr bekannt und auch den professionellen griechischen Geographen der klassischen und späteren Zeit nicht mehr geläufig waren, schließt die Wahrscheinlichkeit mindestens einer von Schrotts Hauptthesen aus. Weil der Schiffskatalog aus mykenischer Zeit stammt, kann Homer mittels dieser Aufzählung nicht die Topographie Kilikiens in gräzisierte Form abgebildet haben, was die Lokalisierung seiner Heimat in Kilikien unwahrscheinlicher macht.

Ebenso wenig glaubhaft ist ein weiteres Argument Schrotts, das hierher gehört. Manche der im Katalog beschriebenen Orte seien auch in Griechenland lokalisierbar, und dabei könne es sich nur um eine Rückprojektion iliadischer Namen in das Gebiet Griechenlands durch antike Geographen handeln. Wie soll man die Geographie Griechenlands mit Daten anreichern, die schon im 8. Jhd. v. u. Z. nicht mehr bekannt waren? Strabon (Geogr. 8,3,24–9,5,19) etwa suchte noch um die Zeitenwende hin und her, ohne je eine Spur solcher Orte zu finden, und kommentierte resigniert u. a. „Nisa nirgends aufzufinden, Kalliaros nicht mehr bewohnt, Bessa nicht existent, Eïones verschwunden, Arne im See verschluckt, Aipy unbekannter Name“ etc.

Einerseits handelt es sich bei der Ilias „um Fiktion“ (S. 15), andererseits war das „individuelle Erfinden von Geschichten ja noch nicht erfunden“ (S. 305). Die Aufarbeitung der realen Zeitgeschichte durch Auswertung akkadischer Annalen (S. 330), also mit wissenschaftlichen Methoden des Historikers, zur Darstellung in einem fiktionalen Werk, bleibt ein Widerspruch.

Neben dem zeitlichen Rahmen macht auch die Projektion der kilikischen Topographie auf die Troas Sorgen. Der Hügel von Karatepe erhebt sich 225 m und nicht nur gute 20 m wie in Troia. Daraus sei laut Schrott zu schließen, dass im Falle von Hisarlık wegen des geringen Höhenunterschiedes zwischen Ebene und Plateaurand nicht von der „windigen, hohen und steil abfallenden“ Stadt (Ilias XIII 773) die Rede und nur Karatepe gemeint sein könne. Wer schon einmal in Troia/Hisarlık war, wird bestätigen, dass es dort immer windig ist! Wichtiger ist aber der Hinweis aus den Epitheta Homers, die den Gegenstand nicht nach seiner tatsächlichen, sondern wesensmäßigen Eigenschaft bezeichnen. Wie sonst kann der Flussgott des Skamander sagen: „Denn voll sind mir von Leichen die lieblichen Fluten.“? (Ilias XXI 218) Der Textzusammenhang tritt hier zurück hinter den Zwang des Versmaßes. Dieses Adynaton, die Unmöglichkeit, war der Zuhörerschaft durchaus bewusst, denn es handelte sich um Tradition. Und zwar um Sängertadition. Ein Gebirge war wesensmäßig „die Mutter des Wilds“ (Ilias XIV 283, Schrott S. 56), unabhängig davon, ob es sich um sanfte Hügel oder ein Hochgebirge handelte.

Raoul Schrotts Mut ist bewundernswert, einen noblen Gegenstand zum Thema eines intellektuellen Spiels zu machen. Er hat seine besten Momente, wenn er vorsichtig formuliert. Dann wird er dem Anspruch, die Gedanken in Richtungen zu lenken, die bislang wenig oder gar nicht eingeschlagen wurden, gerecht. Das gelingt ihm im ersten Teil des Buches. Hier ist noch Platz für Überlegenswertes. Bis er sich sklavisch den eigenen Thesen unterwirft, leistet er durchaus – auch vor dem Hintergrund der immensen Materialsammlung – einen sehr wertvollen Beitrag, der die Diskussion um Homers Heimat bereichern kann. Hätte er auch weiterhin sein Angebot gemacht: „Warum nicht? Wir waren ja schließlich nicht dabei!“, könnten wir noch mehr Anregendes aus dem Fundus schöpfen.

Aber im Grunde ist es nicht so wichtig, woher die Troia-Geschichte nun tatsächlich stammt, denn sie bildet nur den Hintergrund einer Erzählung, an deren Beginn das erste Wort Europas steht, der Akkusativ des Wortes Zorn. Achilleus und sein Zorn sind das Thema der Ilias. Und Achilleus' Zorn wie seine Hand treffen mit be-

unruhigender Sicherheit jedes Ziel. Ebenso wie die Worte Homers. Und der Mann war blind.

MARKUS KIRSCHBAUM
Karlsruhe

Beate Dorfey, Mario Kramp (Hg.): „Die Türken kommen!“ Exotik und Erotik: Mozart in Koblenz und die Orient-Sehnsucht in der Kunst [Katalog zur Ausstellung im Mittelrhein-Museum Koblenz 25. November 2006 bis 18. Februar 2007] (Veröffentlichungen der Landesarchivverwaltung Rheinland-Pfalz 107), Koblenz 2006; 296 S., zahlr. Abb.; ISBN 978-3-931014-70-4; € 19,80

In der biblischen Weihnachtsgeschichte hat das Christentum mit den drei Weisen aus dem Morgenland den Typus des gelehrten, großzügigen Orientalen etabliert, das im Verlauf der osmanischen Eroberungskriege des 16. Jahrhunderts zunehmend durch das Bild vom mordenden Türken verdrängt wurde. In gleichem Maße, wie die kaiserlich-alliierten Truppen auf dem Balkan in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Osmanen zurückdrängten, wuchs das Interesse von Adel und Kunstschaaffenden an den kostbaren, farbenfrohen Textilien und Pflanzen, orientalischen Genußmitteln wie Tabak und Kaffee und nicht zuletzt an den erotischen Vorstellungen allzeit verfügbarer Haremsdamen. Einer kulturellen Annäherung folgte der Austausch politischer Gesandtschaften, die im 19. Jahrhundert im einzigen Staatsbesuch eines osmanischen Sultans in Deutschland gipfelte: König Wilhelm I. von Preußen empfing 1867 Sultan Abdülazîz in Koblenz. Zwischen beiden Staaten bestand im Ersten Weltkrieg eine Waffenbrüderschaft, während die moderne Türkei unter ihrem Staatsgründer Mustafa Pascha Kemal nach 1933 Neutralität wahrte und deutsche bzw. österreichische Gelehrte wie Ernst Reuter einlud, an den türkischen Universitäten zu lehren.

Derlei Aspekte fokussierte die Ausstellung „Die Türken kommen!“ Exotik und Erotik: Mozart in Koblenz und die Orient-Sehnsucht in der Kunst, die das Mittelrhein-Museum Koblenz von November 2006 bis Februar 2007 zeigte. Ein 296 Seiten starker, durchweg farbig bebildeter und ansprechend gestalteter Katalog dokumentiert die 232 präsentierten Objekte, ergänzt durch fünf vorangestellte Essays. Die politischen Beziehungen mitteleuropäischer Herrscher und Magnaten zur Hohen Pforte von der Eroberung Istanbuls durch Sultan Mehmet II. bis zum Untergang des osmanischen Reichs im Zuge der Staatsgründung der modernen Türkei 1923 durch Mustafa Pascha Kemal faßt Beate Dorfey in ihrem Essay „Furcht – Faszination – Phantasie. 600 Jahre Begegnungen zwischen dem Osmanischen Reich und Europa“ zusammen. Überraschende Einsichten bietet etwa die liberale Haltung Sultan Mehmet II. nach der Eroberung Istanbuls 1453 gegenüber Christen und Juden, die er zum beschleunigten Wiederaufbau in das islamisierte Land holen ließ und ihnen den Status einer eigenständigen Gemeinde zuerkannte (Seite 30). Vor allem die Vergleiche der kulturellen und gesellschaftlichen Unterschiede zwischen dem osmanischen Reich und Mitteleuropa (Seite 31) sind für das Verständnis der weiteren politischen Entwicklung